

(Nachdruck verboten.)

74]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Diebig.

„Will nich, was, will nich?! Gaha, Sie sind mer 'n scheener Geld! Nu kommen Se aber man gleich fix mit! Det Herz bibbert ein'n ja in'n Leibe. 'nen kleinen Kummel oder 'nen Pippentripler, was? Denn helse ik Ihnen ooch nachher 'n bißken schieben, Se bleiben ja sons doch unterwegs liejen, Sie Schwachmatikus!“

Artur widerstrebte noch.

„Na, man voran, Mensch, man voran! Sons muß ik wahrhaftig annehmen, Se wollen mir for alle Freundschaft, die ik for Ihnen jehabt habe, nich mal traktieren?“

Diesen Verdacht konnte Artur doch nicht auf sich sitzen lassen — alles, nur nicht „poplig“! Seine Gedanken mit einem Ruck abschüttelnd, den Hut auf die Seite schiebend, faßte er Partuschewski unter den Arm.

Verlassen stand der gepackte Handwagen. Der Regen hatte etwas nachgelassen, aber Tisch und Schrank und Stuhl und Bett waren doch schon feucht. Wenige Menschen gingen vorüber, keiner schenkte dem ärmlichen Krempel einen Blick; nur ein neugieriger Hund schnoberte um die Räder und schnappte nach einem herunterhängenden Stridende.

Eine Viertelstunde war vergangen, noch immer stand die Karre allein.

Jetzt näherte sich eine Frauengestalt. Sie kam eilig längs der Häuser gelaufen, ihr Rock, ihre Schürze und ihr unbedecktes Haar wehten im Wind; sie mußte sich nicht Zeit genommen haben, irgend etwas Schützendes umzubinden. Auch war sie in niedrigen Hauschuhen, bei jedem hastigen Schritt klapperten die Pantöffelchen.

Es war Verta. Wie ein flüchtiger Schatten verschwand sie im Torweg.

Ein Wind hatte sich aufgemacht, recht ungehindert pfliff er über den freien Bahndamm und die leere Straße. Eine feine Dämmerung hing an niederzusenken, wie wehende Nebel jagten unruhige Wolken am Himmel.

Und wie durch einen Nebel sah Verta alles, als sie nach einer Weile aus dem Torflur wieder heraustrat. Ihr Gesicht war blaß und langgezogen in einer großen Enttäuschung — Mine war nicht da!

Ein eisiger Schrecken hatte sie ergriffen, als sie oben die Tür sperrangelbreit offen gefunden, die ganze Stube leer, ausgeräumt bis aufs letzte. Im Deschen glimmte kein Fünkchen glühender Asche mehr; kalt war alles, ausgestorben. Sie war an den kahlen Wänden entlang geirrt, hatte dann lange am Fenster gestanden und in die graue herbstliche Luft hinaus gestarrt. Wo war Mine? Wenn die doch jetzt hereinträte, wenn sie sich an die kräftige Gestalt klammern könnte: „Du, Mine, verlaß mer nich, wir sind ja aus einer Heimat!“

Noch nie hatte Verta der Heimat gedacht, Berlin war ja so viel schöner. Aber als sie jetzt so einsam am zugigen Tor stand und mit unruhigen Blicken die Straße hinauf und hinab spähte, dachte sie an daheim. Aber hatte sie denn ein „Daheim“? Kein Stückchen Ader, an dem die Seele hängt, zu eigen; im Häuschen wohnten sie zur Miete. Und die Mutter, halb Bäuerin, halb Städterin, und ewig aus dem Haus! Und wenn sie wieder kam und überwacht, angestrengt, durchfroren, durchgerüttelt vom Bauernwägelein stieg, mußte sie eins trinken zur Beruhigung, und dann schlief sie ein, und dann trank sie nach dem Erwachen abermals eins, um sich wieder zu beleben, „Mumm“ zu kriegen für eine neue Verantwortunglichkeit, die ihr Gewerbe mit sich brachte.

Verta schüttelte sich: nein, nicht nach Hause! Aber wohin denn, was wollte sie denn eigentlich?!

Sie war verzweifelt. Heute hatte sie von ihrem Küchenfenster aus gesehen, wie die Dienstmädchen ihre Sachen gepackt — sie zogen fast alle im Hause — wie die Paketsfabrik kam, die Körbe und Kommoden und Kisten abzuholen. Nur sie, sie allein mußte bleiben! Aushalten, verkommen in dieser Dedelei! Aber warum denn?! Warum suchte sie keinen anderen Dienst? Gal! Die Finger in die Haare gekraut, hatte sie zu den anderen hinübergestarrt

Die hatten noch Hoffnung. Hoffnungen auf einen besseren Dienst, auf höheren Lohn, auf freiere Lage. Ach was, das war ja alles „Mumps!“ Ein neuer Dienst und wieder ein neuer Dienst und wieder einer, und doch alles immer dasselbe. Sie hatte keine Hoffnung mehr.

Und eine wilde Verzweiflung war über sie gekommen, die ihr die Tränen in die Augen trieb, und ein scheinbar gegenstandsloser, dumpfer Haß, der danach verlangte, sich in lauten, irren Schreien auszutoben.

Wenn sie doch wenigstens Mine mal sprechen könnte! Eine heiße Sehnsucht überfiel sie nach deren ehrlichem Gesicht, ihrem ruhigen Wort.

Sie hatte plötzlich einen Drang in sich gefühlt, einen Drang, der Ketten sprengen will; den Kegel der Hintertür zurückschiebend, war sie dabongestürzt ohne Erlaubnis. Weg! Und nun war Mine nicht einmal da. Die Sachen, die man da auf die Karre gepackt, waren das am Ende die ihren? Sie trat näher: ja, das war Mines Schrank, das ihr Bett, der ganze ärmliche Hausrat!

Eine Frau, mit einem Korb am Arm, wollte eben in das Tor einbiegen; da vertrat ihr Verta den Weg. Hastig fuhren ihre Augen umher, mit erregter Stimme fragte sie nach Reschkes.

Die Frau zögerte mit der Antwort. Mißtrauisch betrachtete sie das Mädchen — wie sah die aus?! Das war gewiß eine, die nichts Gutes im Schilde führte. Vielleicht schuldeten ihr Reschkes was, oder — die Frau dachte an Artur: der war so ein richtiger Durchgänger — vielleicht gar die Liebste von dem Mann! Der armen Reschkes mit dem verarbeiteten Gesicht und dem kleinen Mädels mit den unschuldigen Augen wollte sie doch den Krach ersparen; so sagte sie widerwillig:

„De Reschkes sind schonst lange fort!“

„Wohin denn?“

„Weeß nich.“

„Aber das sind doch ihre Sachen?“

„So?“

„Wohin verziehn se denn, sagen Se doch?“

„Weeß ik nich. 'n Abend!“

Unschlüssig zögerte Verta noch, dann irrte ihr wilder Blick nach rechts und links — keine Mine zu sehen! Nur grauere und grauere Dämmerung. Und dann schoß es ihr plötzlich durch den Sinn: Fräulein Haberforn würde sie vermissen! Und sie setzte sich in Trab und rannte übers Trottoir, an den Häusern entlang; mit wehendem Rock, mit wehender Schürze und wehendem Haar. Der Wind schnob hinter ihr drein.

Sie rannte sich außer Atem, sie zitterte vor Zucht, und zugleich empörte sich alles in ihr: Nur heute keinen Vorwurf! Sie fühlte es, heut durfte ihr die nicht eilig kommen; die sollte sich nur unterstehen, ein scheeler Blick, und — —! Hatte sie als Kind eine Ohrfeige bekommen, so hatte sie sich auf der Erde gesiekt und mit Händen und Füßen gestrampelt und laut geschrien; nicht immer kam das so, aber zuweilen.

Und heute —? Sie knirschte mit den Zähnen, vor ihren Augen tanzten lauter rote Funken. Die Knie bebten ihr, die Zunge lag ihr trocken im Munde — ha, nur einen Schluck! Gut, daß die Flasche noch halb voll war, heut früh hatte sie sie erst frisch füllen lassen. In solcher Stimmung war sie des „Süßen“ doppelt bedürftig. Ansehen, profit! Ausstrinken bis zum letzten Tropfen, und dann vergessen, schlafen, liegen wie tot!

Sie leckte sich über die Lippen, die aufgesprungen und wie vertrocknet waren. Rasch noch einen Schluck! Die Bierhexe sie; zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmte sie die Treppe hinan.

Plötzlich stutzte sie, mit einem Aufschrei griff sie nach dem Geländer — aus der Nische löste sich eine schwarze Gestalt, pflanzte sich vor sie hin —

„Fort, fort!“ Achzend stieß Verta um sich.

Keuchend langte sie oben an.

Aha, die Tür verschlossen! Sie war vermisst worden. Sich ein impertinentes Gesicht aufzwingend, stand sie und wartete — sie hatte schon mehrmals geklopft, jetzt auch leise an die Klingel gerührt, — aber ihr Herz pochte ängstlich.

Endlich schlurften innen Tritte

„Wer ist da?“

„Ich, die Berta!“ Berta hatte dreist antworten wollen, aber ihre Stimme klang kleinlaut auf den eisigen Ton der Frage. Sie fühlte es, so wie sie in die Nähe der Alten kam, legte sich's auf sie wie ein Bann. Kaum daß sie den Gaud dieser Wohnung spürte, diesen eigentümlichen Geruch nach Moder und eingeschlossener Luft, so wurde sie bedrückt, schen, zaghaft, von einem unerklärlichen Grauen überjählichen. Wie ein Krampf schnürte es ihr die Brust zusammen.

Vorsichtig, Kiegel nach Kiegel zurückschiebend, öffnete die Haberforn. Sie fuhr zurück, Berta prallte förmlich gegen sie an und sah sich um, mit unstillen, glühenden Blicken.

„Wo waren Sie?“ Das sollte nicht unfreundlich klingen, aber die unangenehme Empfindung, die das Fräulein bei des Mädchens Blicken überjählich, gab dem Ton etwas Knappes, Herausgestoßenes. Warum sah die sie so an?! Fräulein Haberforn wich ein, zwei Schritte rückwärts. Ihre Hand, die das Lämpchen hielt, zitterte. Auf ihren hageren Wadenknochen brannten zwei rote Flecke. Sie wäre gern losgefahren — hatte sie doch vorhin die Tür offen gefunden und Berta fort! Hatte sie doch vergebens gewartet, zehn Minuten, eine Viertel, eine halbe, eine ganze Stunde, noch länger!

Aber Fräulein Haberforn traute sich jetzt doch nicht recht. „Wo waren Sie?“

Keine Antwort.

Sie sahen sich beide an, beide unruhig und schen.

Berta hatte die Tür zugebückt; jetzt ging sie, ganz mechanisch, an den Küchentisch, auf dem noch das gebrauchte Kaffeegeschirr stand, und schickte sich an, es abzuwaschen. Die Frage des Fräuleins hatte sie kaum beachtet, sie war an ihrem Ohr vorübergeglitten, wie ein leerer Schall. In ihrem Kopf sauste und surrte es; möchte die sagen, was sie wollte, wenn sie nur bald wieder ins Zimmer ging, daß sie einen Schluck zur Stärkung nehmen konnte! Sie fühlte sich dessen so bedürftig. Ach, nur einen Tropfen!

In Fräulein Haberforns Gesicht zuckte und arbeitete es; ein paarmal hatte sie schon den Mund geöffnet und doch wieder geschlossen. Wenn sie nur nicht so allein gewesen wäre, dann würde sie der unberühmten Person einmal ordentlich den Standpunkt klar machen! Aber so! Einen schenen Blick warf sie nach Berta hin — wenn die frech wurde?!

Die hielt zwar den Kopf gesenkt, anscheinend demütig; aber traue einer den Dienstboten! Wie eine Kacke, die sich duckt vorm Sprung! Die Blicke des Fräuleins wurden immer stechender, immer wachsamere; nur der tüchtigen Person aufpassen, die durfte man ja eigentlich keinen Moment aus den Augen lassen!

Dangsam zog sich die Haberforn gegen den Korridor, der ins Zimmer führte, zurück. Sie stand auf der Schwelle der Küche, da hob Berta blitzschnell den Kopf — aha, ging die Alte endlich?! Ihre Augen flammten auf, ein triumphierendes, gieriges Lächeln verzog ihren Mund.

Fräulein Haberforn hatte Blick und Lächeln bemerkt, und wie eine plötzliche Aufklärung kam's über sie: halt, die hatte etwas vor! Die durfte man nicht allein lassen!

„Kommen Sie herein,“ sagte sie schnell und versuchte, ihre ängstliche Verwirrung durch einen möglichst harten Stimmlang zu verdecken. „Ich werde Ihnen die Wäsche vorzählen, die Sie morgen zu waschen haben.“

Fräulein Haberforn pflegte immer die Wäsche vorzuzählen, aber so unständig, wie heute, hatte sie es noch nie getan; bei jedem Stück gab sie eine lange Belehrung, wie es zu waschen sei, ob zu blauen, ob zu stärken oder nicht. Und dabei blieb immer der belauernde, unausgesetzte von der Seite stehende Blick.

Bertas Hände fingen an zu zittern, ein paarmal entglitt ihren Fingern ein Wäschestück. Röte und Blässe jagten sich auf ihrem Gesicht; diesen Blick konnte sie nicht mehr ertragen, er machte sie nervös, nein, mehr als nervös, er beunruhigte, er erregte sie fieberhaft. Eine grenzenlose Ungebuld padte sie. Wenn die doch nur rasch machen wollte — rasch, rasch — daß sie heraus kam in die Küche, an ihre geheime Speisekammer eilen konnte und schlürfen, schlürfen!

Sie fühlte sich ganz schwach werden.

So rasch sollte sie noch nicht loskommen. Das Fräulein ließ sie vorderhand nicht aus den Augen, folgte ihr in die Küche und wieder ins Zimmer, und aus dem Zimmer wieder in die Küche. Sie war keinen Augenblick frei. Als sie den Tisch zum Abendbrot deckte, ging die Haberforn mit ihr ab und zu, und wenn sie gehofft hatte, die Herrin würde dann

drinnen bleiben und essen, so hatte sie sich auch hierin getäuscht. Das Fräulein erklärte, noch keinen Hunger zu haben und eine Weile warten zu wollen; Berta sollte ihr einstweilen einen versigten Strang Garn halten.

Die peinvolle Ungeduld, die gierige Sehnsucht Bertas nach dem erlösenden Schluck, wandelte sich allmählich in stumme, verbissene Wit. Als ob die's gehant hätte und sie nun zum Tort nicht locker ließ, sie quälte bis aufs Blut!

Ihre Zähne preßten sich aufeinander; unachtsam hielt sie das Garn, sah nicht die Schlingen, ließ ganze Strähnen von den Händen gleiten und verzögerte so das Entwirren nur immer mehr. Aber das merkte sie nicht; ihr einziger Gedanke war nur: Wie komme ich los?! Der Süße, der Süße! Nur einen Schluck!

Jetzt hatten sich die Fäden ganz fest um ihre Hände geschlungen, sie hielten die unruhig zuckenden Finger förmlich unwunden. Berta stieß einen dumpfen Laut aus — ha, sich jetzt losreißen mit Gewalt, die Zähne zu Hilfe nehmen, die Fäden durchbeißen, wenn's nicht rasch genug ging! Nur los!

Unwillkürlich zeigte sie ihre scharfen, spitzen Zähne, ihre Arme machten eine krampfhaft zuckende Bewegung, ihr Gesicht verzerrte sich vor Ungebuld.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Brief.

Von Hans Ghan.

Den ganzen Tag war sie wie sinnlos umhergelaufen. . . . Seitdem sie den Brief, seinen Brief, in Händen hatte, war sie nicht mehr dieselbe wie vorher. . . . Während der Mittagspause in der Fabrik hatte ihn das Einholemädchen mit heraufgebracht vom Portier. . . . Und wie sie ihn gelesen hatte und blaß und versteinert dafas, da fragte ihre Nachbarin, ein dickes, podennarbiges Mädchen, das alle vierzehn Tage einen anderen hatte:

„Wat is Dir denn, Anna? . . . Woll von Deinen Schatz, wah's? . . .“

Anna erwiderte darauf gar nichts, sie sah sich nur nach allen Seiten um, wie wenn sie verfolgt würde. Und dann versuchte sie weiterzuarbeiten. Aber es ging nicht. Die Prägungen wurden schief, und bei einem Haar hätte der schwere Stempel des Valangiers die Hand erfasst. . . . Sie sah ihre weißen Finger an, deren Nägel sie so gewissenhaft pflegte, und plötzlich hörte sie auf: das Sprechen, das halbblaute Lachen der fünfzig Mädchen, das sonst den Saal belebte, war verstummt — sie flüsterten alle! . . . Und wieder irrten Annas Augen wie gekehrte Tiere umher. . . . Die Mädchen waren ihr fast alle gut, aber sie sprachen davon. . . . An ihren neugierigen, bedauernden und wichtigen Gesichtern sah die Unglückliche, daß ihr Schicksal in diesem Augenblick von Mund zu Munde lief. In dieser Minute wußte es die ganze Prägerei, daß der Anna Warens ihr Bräutigam untreu geworden sei. . . . Und da konnte sie's nicht länger ertragen, stand auf, suchte auf ihrem Platz nach Gegenständen, die dort nicht lagen, und verschwand in der Garderobe. Aber plötzlich stürzte sie mit rotem Kopf wieder herein, in der Meinung, sie hätte drin, im Arbeitsaal, den Brief liegen lassen; und wie er dann doch in ihrer Tasche war, da ging sie, die Hand auf das Kleid gepreßt, trotzig hinaus. . . . und wollte draußen gerade ihre Jade anziehen, als es auf einmal Nacht um sie her wurde. . . . Sie sank auf einen Stuhl, umklammerte krampfhaft die Lehne und blieb so, bis ihre Freundin, die kleine Marie, kam, die nach ihr sehen wollte.

„Anna! . . .“

Die Blonde, deren schöne Figur wie zerbrochen über dem Holzstuhl lag, antwortete nicht.

„Nimm Dir's doch nicht so sehr zu Herzen, Anna . . . um so'n Kerl! . . .“

„Wer?“ fuhr Anna auf.

Marie wurde verlegen.

„Na, tu doch man nich so. . . . Wir können's uns doch alle denken. . . . Wo er schon die ganze letzte Zeit nich mehr gekommen is, Dich abholen. . . . Dein Bräut'jam. . . . Sage ma', Anna. . . .“

Sie kam näher heran und legte der Blondin den Arm um den schlanken Hals, der aus dem Ausschnitt der Bluse hervorblühte.

„Is dis denn wahr? . . . Die andern jagen alle, daß es mit Dir so weit is. . . . Darum hieft a' sich jek' auch zurück. . . .“

Die Blonde begriff erst gar nicht. Sie strich mit beiden Händen über ihr volles, an den Schläfen gelocktes Haar, dessen kräftiger Glanz in dem starken Knoten dunkler wurde. Dann sah sie die kleine Marie eine Zeitlang an, als befänne sie sich mühsam, und sagte schließlich:

„Ach, so meinst Du! . . . Nee, das is nich. . . .“ Und mit verändertem Tone, innig und von nahen Tränen überschleiert, setzte sie hinzu: „Weißt Du noch, Wieze, wie wir damals zusammen in Woltersdorfer Schluse waren, Du und Dein Julius und er un ich. . . . Wie lustig er da war und wie er mich den Berg 'aufgetragen hat. . . .“

Sie lag plötzlich auf den Knien, krallte ihre Hände in das

Reid der Freundin und begann zu schluchzen, daß es ausseh, als ob eine unsichtbare Faust ihren jungen Leib schüttelte. . . .

„Anny! . . . Anny! . . . Beruhige Dich doch! . . .“
Die kleine Marie hätte viel reden können, aber der erste Anfall dieser gewaltigen Krankheit, welche der Schmerz heißt, war vorüber. Anna stand auf, trocknete ihr Gesicht und setzte hastig, als fürchte sie, daß der Jammer sie von neuem zusammenreißen könnte, den Hut auf. . . . Wie sie die aus grünem Malachit geschnittenen Nadeln ansah, die sie von ihm hatte, kamen die Tränen wieder. Doch sie bezwang sich und ging. . . .

Aber unten auf der Straße, da kam es ihr mit einem Male ganz unfassbar vor. . . . Die Erde da drüben, wo er immer gestanden und auf sie gewartet hatte. . . . wo noch überall sein Lachen klang und sein lustiges Gesicht leuchtete. . . . sie sollte da nicht mehr mit ihm langgehen, sollte überhaupt nirgends mehr an seiner Seite gehen und auf seine Frage, wie es ihr ginge, nicht mehr antworten dürfen: „Jetzt, wo ich Dich habe, ist alles gut!“ — — —

Mit einer angstvollen Gebärde riß sie den Brief aus der Tasche und las ihn vor einem Schaufenster.

„Meine liebe Anny. . . .“ Jedesmal, wenn er so geschrieben hatte, war etwas nicht richtig gewesen.

„Du weißt, daß ich Dir immer gesagt habe. . . .“ Ja, ja, das war wahr, er hatte ihr's von Anfang an gesagt, daß er sie nicht heiraten könnte, wegen seiner Familie! . . .

„. . . ich kann Dich nicht heiraten. Deshalb dürfen wir auch nicht allzulange miteinander verkehren, meine liebe Anny! . . . Wenn er bloß diese scheußliche Anrede lassen wollte! . . . Und dann, sechs Monate! Ja, ja, das war schon allzulange! . . .“

„. . . Meine Eltern drängen mich jeden Tag, ich soll den Verkehre mit Dir aufgeben, und sie haben recht, es ist nicht ehrenhaft von mir, Dich um Deine Jugend und um Deine besten Jahre zu bringen, wo ich Dich doch nicht heiraten kann. . . .“

Sie ließ das Blatt sinken und blickte in die Spiegelscheibe, ohne ein Stück von den dahinter ausgestellten Waren zu sehen. Mitten in ihrem Weh überkam sie eine Wut, die sie die Fäuste ballen und die Zähne aufeinanderbeißen ließ. . . . Warum konnte er sie denn nicht heiraten? . . . War sie nicht eine schöne, gesunde Person, die ein so fehlerfreies Deutsch sprach wie jede Gebildete? . . . Und konnte ihr sonst einer was vorwerfen? . . . Nein, gar nichts! . . . Oder doch, ja, etwas! Daß sie eine arme Arbeiterin war, die nichts hatte, keine Aussteuer und kein Vermögen! . . . Heiraten konnte er die nicht, natürlich! Er, der seine Mann, der sein eigenes Geschäft hatte und Geld, mehr, als er je verbrauchen konnte! Heiraten, nein, das ging nicht! . . . Aber ihr die Unschuld nehmen, das ging! . . . Das hatte er getollt! . . . Das war nicht unehrenhaft! . . .

Mit einem Auflachen, daß die Vorübergehenden sich umdrehten und neugierig in ihr entstelltes Gesicht blickten, ging sie weiter.

Die Straße brannte förmlich unter der Mittagssonne des Augusttages. Sie fühlte die Hitze nicht, ging langsam, mit gesenktem Kopf, in ihrer blaugestreiften Satinbluse und dem schwarzen Rock zwischen den Leuten hindurch und wollte ihren Bohn festhalten, der doch langsam vor der immer wieder heranstürmenden Liebe zurückwich.

Und sie sah seinen Mund vor sich, diesen festgeschlossenen, sehr roten Mund, dessen sinnliche Blut sich unter dem dicken, aufgestraubten Schnurrbart verbarg, den sie an den Morgen, die sie nach gestohlenen Nächten glücklich mit ihm verbracht hatte, voll zärtlicher Redereien selbst in die Schnurrbartbinde legte. . . . Und sie sah seine großen, dunklen Augen unter der geraden, energischen Nase, seine Augen sah sie, — und auf einmal wurde es ihr klar, daß diese Augen oft bewundernd und bittend und manchmal voller leidenschaftlicher Begierde auf ihr geruht hatten, aber weich und gut waren sie nie gewesen, nie so selbstlos, wie ihr eigenes Gefühl für ihn. . . . Und doch, und doch! . . .

Sie blieb mitten auf dem Damm stehen, der Wagen nicht achtend, um den Schrei in ihre Brust zurückzupressen, in dem die Sehnsucht hervorbrach und das tolle Verlangen nach ihm, den sie mit der ganzen Inbrunst ihrer jungen, zärtlichen Liebe vergötterte. . . .

Und da flackerte, wie ein Fünkchen aus toter Asche, ein Rest von Hoffnung in ihr auf: er hatte den Brief geschrieben, ja. . . . Aber wie er ihn geschrieben, da hatte auch ihn die Sehnsucht gepackt, die Erinnerung war gekommen an all die heimlich süßen Stunden, an das Glück zwischen den Wänden einer rotapejerten Stube, deren Dämmerung von Küßen erbebt. . . . Ja, das Sehnen hatte auch ihn erfasst, auch ihn! Er war zur Post gerannt, hatte den schrecklichen Brief noch einholen wollen, und entsetzt war er zurückgelaufen, als man ihm sagte, der wäre schon expediert. . . . Und dann hatte er sich hingeseht und mit fliegender Hast den zweiten geschrieben, den zweiten Brief, den er nach Hause adressiert hatte, in ihre Wohnung, wo sie ihn jetzt finden würde! . . . Sie griff in die Tasche — ja, Geld hatte sie noch! Und schon sah sie in der Droschke und hat:

„Schnell, schnell, Kutscher! Sie kriegen auch 'n Trinkgeld!“

Die Droschke fuhr flott, aber ihr ging's viel zu langsam. Endlich. . . . Sie raste die drei Treppen hinauf. Ihre Schwester öffnete.

„Hab' ich Post, Hannchen?“

„Nein, ich glaube nicht. . . .“

„Ach, Unsinn! . . .“

„Aber Anny, was ist denn?“

Die hörte nicht, war schon in der Kücke und fragte, die blauen Augen in wahnsinniger Angst weit aufgerissen, ihre Mutter:

„Sind Briefe fac mich da, Mutti?“

„Nein, Anny. . . .“
Aber weiter sprach die Mutter nicht. Sie, die längst hatte kommen sehen, was nun gekommen war, sie begriff gleich:

„Gräm' Dich nicht, Anny. . . . 's hot schon so sind fulln. . . . De Mannskut sein alle nich anders. . . . Ich hob's da' ja বলে gesagt. . . .“

Die Anny ging taumelnd hinaus, ging in die Stube zur Kommode, wo sein Bild stand, eine große Photographie, die ihn, elegant wie immer, den Zylinder auf dem sorgfältig frisiertem Kopf und das Spazierstöckchen in der Rechten, zeigte. . . . Und da nahm sie das Bild und hielt es weit von sich und schüttelte ihren schönen Kopf, dessen Lippen so bleich waren und sah nicht, daß die Mutter und die Schwester in der offenen Tür standen und sie voll Angst betrachteten. . . .

Und wie sie an ihnen vorbei wollte. . . . hinaus. . . . ein Ende machen. . . . und die beiden sie festhielten, da kam das Schluchzen wieder und Schreie, die wie Todesröcheln durch die kleine Wohnung gellen. . . .

(Nachdruck verboten.)

Die Milchstraße.

I.

Dem Beschauer des endlosen Firmaments, das sich über unseren Häuptern dehnt, fällt ein breiter, matter Lichtschimmer auf, der sich quer über den Himmel spannt. Es ist die Milchstraße und sie bezeichnet den Weg, auf dem wir die schönsten Sternbilder mit den hellsten Sternen finden. Dem denkenden Betrachter fällt bei der Milchstraße eine Eigentümlichkeit auf, die sie ganz abhebt gegen alle anderen Erscheinungen, die uns der Himmel bietet. Alle Bewegungen mit Ausnahme weniger sind innerhalb unseres Sonnensystems von Osten nach Westen orientiert. Alle Bahnebenen der Planeten liegen so, dabei mehr oder weniger der Ebene des Sonnenäquators sich anschmiegend; und auch die Bahnebenen der meisten Trabanten unserer Planeten sind in dieser Weise im Raume gerichtet. Die Milchstraße dagegen zeigt eine ganz andere Lage; sie ist gerade senkrecht dazu, ihre Orientierung ist die von Norden nach Süden. Diese Tatsache deutet uns schon darauf hin, daß sie etwas besonderes ist, das sicher nicht zu unserem Sonnensystem gehört, aber ihm wegen ihrer Lage auch vielleicht nicht gerade gänzlich fremd ist. Sehen wir deshalb zu, was uns die Himmelskunde über die Milchstraße und ihre Konstitution zu sagen weiß.

Die Milchstraße hat zwar eine Orientierung, aber sehr regelmäßig scheint sie als Ganzes nicht zu sein. Wir sehen z. B. bei dem hellsten Sterne Deneb im Schwan eine deutliche Trennung in zwei Aeste, die unter dem Horizont verschwinden. Auch beim südlichen Kreuz, das auf der Südhemisphäre der Himmelskugel steht und über unseren Horizont nie emporsteigt, bemerken wir solche Verzweigung der Milchstraße. Sehen wir noch genauer zu, so finden wir eine Menge Stellen, an denen der Schimmer stärker ist, während er an anderen wieder ganz fehlt. Hat man nicht große Hilfsmittel zur Verfügung, so wird es einem schwer fallen, auch nur etwas Ordnung in dieses scheinbare Chaos hineinzubringen.

Richtet man ein großes Fernrohr auf die Milchstraße, so wird man sehr weite Gebiete dieses Schimmers auflösen können in den Glanz zahlloser Sterne, deren Licht in unserem Auge zu einem Nebelschimmer zusammenfließt, weil es nicht mehr imstande ist, sie einzeln zu erkennen. Aber auch in großen Fernrohren wie auf der photographischen Platte bleiben manche Stellen der Milchstraße als Nebelmassen bestehen. Hier ist es selbst diesen Hilfsmitteln nicht immer möglich, die einzelnen Sternchen voneinander zu trennen, weil ihre Zahl so groß ist und sie scheinbar so nahe voneinander stehen, daß ihr Licht auch dann noch zusammenfließt. Ein Mittel nun um festzustellen, ob es sich hierbei um nahe beisammenstehende Sterne handelt oder um wirkliche Nebelmassen, wie solche ja im Weltraum in Massen vorhanden sind, ist das Spektroskop. Sein wesentlichster Bestandteil ist ein recht durchsichtiges Prisma, das das hindurchlaufende Licht in seine einzelfarbigen Bestandteile zu zerlegen vermag. Je nach den Bestandteilen, von welchen das Licht ausgeht, und nach ihrem Zustande — ob die Körper fest oder flüchtig oder gasförmig sind — zeigen diese zu einem sogenannten Spektrum auseinandergezogenen Lichtbilder, als deren bekanntestes uns die Regenbogenfarben erscheinen, bestimmte Eigentümlichkeiten, auf Grund deren man darauf schließen kann, ob man einzelne Sterne oder Nebel vor sich hat, und aus welchen Körpern die leuchtenden Stoffe bestehen. So ist uns also durch dieses physikalische Hilfsmittel die Möglichkeit gegeben, die Art der Stoffe auf den fernsten Himmelskörpern festzustellen.

Benutzt man das Spektroskop zur Beobachtung der Milchstraße, so erkennt man, daß in der Tat neben den vielen Sternen auch Nebelzusammenballungen vorhanden sind. Die Massen, welche durch Fernrohr und photographische Platte in lauter kleine Lichtpünktchen aufgelöst werden, sind eben Sterne, die von uns aus gesehen fast genau hintereinander stehen und dabei doch von einander sehr weit entfernt sein können. Sehen wir weiter zu, wie die Nebel aussehen und welche Eigentümlichkeiten an ihnen etwa

zu bemerken sind, so finden wir, daß um die Nebel herum der Raum meist merkwürdig sternleer ist. Es hat den Anschein, als ob dort, wo die Nebel stehen, die Sterne alle aufgesaugt wären. Andererseits fällt es auf, daß innerhalb der Nebelmassen oft Kanäle vorhanden sind, die ganz frei von Nebel zu sein scheinen. Am einen Ende eines solchen Kanals findet man dann gewöhnlich eine kernartige Verdichtung isoliert stehend, oder auch unerkennbare Sterne, die anscheinend die Nebelmassen an sich gezogen haben. Denn man findet oft auch in den hinter solchen Sternen oder Verdichtungen stehenden Nebeln Kanäle mit einer Richtung, die auf sie hinweist und deren Breite ihnen entspricht. Wir können deshalb einen Zusammenhang aller dieser Erscheinungen nicht von der Hand weisen. Es scheinen hier kompaktere Massen durch den Nebel hindurchgegangen zu sein, welche die Nebelmaterie um sich herum aufgesaugt und an sich gerissen haben.

Bergibt man aber all dieses Detail und denkt wieder an den Ring, der die Verteilung der Sterne am Himmel so sehr beeinflusst, so findet man, daß die Zahl der Sterne nach der Milchstraße hin sehr stark zunimmt. Diese Tatsache ist jedenfalls nicht von isolater, sondern von universeller Bedeutung und zeigt, daß diese beherrschende Anordnung etwas einheitliches ist. Der Direktor der Münchener Sternwarte, Prof. Seeliger, eine Autorität auf diesem Gebiete der Himmelsforschung, faßt seine Meinung über diese Anordnung etwa dahin zusammen: In erster roher Annäherung verläuft die Milchstraße, trotz aller Abweichungen im einzelnen, am Himmel längs einer Symmetrieebene, und in gleicher Weise zeigt der Sternreichtum in erster Annäherung nur eine Abhängigkeit von dieser Ebene. Die Sterne bilden also eine linienförmige Anordnung, und wir stehen mit der Sonne und der Erde etwa in der Mitte dieser Linse und blicken auf die Milchstraße längs durch sie hindurch. Wir müssen annehmen, daß alles, was wir am Himmel sehen, mit Ausnahme weniger Nebel, zu dieser Milchstraßenlinse gehört. Man hat auch die Dimensionen dieser Linse ungefähr und roh feststellen können und fand für die Entfernung der weitesten Sterne in ihr etwa 20 000 Lichtjahre, so daß der Scheiteldurchmesser der Linse 40 000 Lichtjahre beträgt. — Zur Orientierung rufen wir unseren Lesern ins Gedächtnis zurück, daß ein Lichtjahr diejenige Strecke ist, welche ein Lichtstrahl im Laufe eines Jahres zurückzulegen imstande ist. Da das Licht in der Sekunde 300 000 Kilometer durchreißt, und ein Jahr $365 \times 24 \times 60 \times 60 = 31\,536\,000$ Sekunden hat, so bedeutet ein Lichtjahr die Strecke von $31\,536\,000 \times 300\,000 = 9\,460\,800\,000\,000 =$ rund $9\frac{1}{2}$ Billionen Kilometer. 20 000 Lichtjahre sind also 190 000 Billionen Kilometer, und diese Ausdehnung hat in der Runde ungefähr das System derjenigen Sterne, das wir Milchstraße nennen.

Wenn Zahlen Erhabenheit ausdrücken könnten, so müßten diese es tun. Aber sie sagen uns herzlich wenig, weil unsere Anschauung versagt. Und durch sie müssen alle Dinge und ihr Maß hindurch, wenn sie auf uns wirken sollen. Unser Gemüt bleibt kalt und nur die Verührung mit der lebendigen Wirklichkeit löst in uns das aus, was der große Weise von Königsberg mit seinen herrlichen Worten auszudrücken versuchte.

Kennen wir nun zahlenmäßig etwa die Ausdehnung des gewaltigen Himmelsystems, dem wir angehören, so wissen wir doch noch nicht, ob es ein rein räumliches oder auch ein organisches ist, ob uns der reine Zufall in dieses Gewirr von Himmelskörpern hineingeworfen hat, oder ob ein Gesetz diese Anordnung durchwebt und ihre Einzelglieder, als welche ganze Sonnensysteme wie das unsrige auftreten, durch verwandtschaftliche Bande miteinander verknüpft sind, und schließlich, in welcher Weise der Organismus besteht. Nun, die räumliche Anordnung haben wir ja bereits festgestellt, wir fragen daher jetzt nach der organischen.

Um eine Anschauung zu gewinnen über die räumlichen Verhältnisse und zum Verständnis des folgenden verkleinern wir die Ausdehnungen auf 1 Milliardstel. Wir können auf Grund mancher gewichtigen Tatsachen annehmen, daß die zahllosen Fixsterne, die wir sehen, etwa alle die gleiche Größe haben wie unsere Sonne. Auf das Zehn- oder Hundertfache kommt es dabei nicht so genau an; der Durchschnitt wird wahrscheinlich die Größe unserer Sonne sein. Dann schrumpfen bei unserer Verkleinerung von 1 Million Kilometer zu 1 Millimeter — d. i. ein Billionstel — alle die Sonnen im Milchstraßenraume zu Stednadelknöpfen zusammen. Diese Verkleinerung erscheint uns auf den ersten Anblick zu geringen, ja vielleicht schon zu weit getriebenen. Berechnen wir aber die Entfernung, die die einzelnen Stednadelknöpfe voneinander haben, wenn wir uns die Art der Verteilung der Sonnen im Weltensysteme als Muster nehmen, so finden wir, daß selbst bei dieser enormen Verkleinerung aller Maße die Knöpfe noch je 100 Kilometer voneinander entfernt sind. Das gibt uns eine Ahnung von der geringen Verteilung der Materie im Weltensysteme. Um dafür auch einen anderen plausiblen Vergleich zu bringen, sei mitgeteilt, daß wenn wir einen Liter Wasser über den Raum gleichmäßig verteilen, den die ganze Erdoberfläche einnimmt, dann im Raume die gleiche Stoffdichte vorhanden ist, wie wenn wir die Materie aller Sonnen über den Raum der Milchstraßenlinse verteilen.

Wir erkennen, daß es kein leichtes Beginnen ist, hier nach der organischen Einheit zu suchen. Die Verknüpfung der 100 Kilometer voneinander entfernten Stednadelknöpfe miteinander zu ergründen, wird jedem als eine höchst problematische Beschäftigung

vorkommen. Dennoch gibt es Mittel, unter diesen Verhältnissen zu arbeiten, und das sind in erster Linie die Bewegungen der Sterne. Jeder Mensch weiß, daß die scheinbar am Himmel festgehftelten Sterne sich im Laufe der Zeiten merkbar bewegen, und die Wirkung dieser Bewegungen ist aus den Bildern benannt, die die Stellung der Sterne des Großen Wärens innerhalb der Zeiträume von 50 000 Jahren vor unserer Zeit und nach ihr veranschaulichen. Vor zehntausend Jahren waren die Verschiebungen der Sterne noch nicht so erheblich — eine Tatsache, die geeignet ist, die scheinbar sehr merkwürdige Namengebung unserer Sternbilder zu erklären, wenn man sie auf Zeiten zurückführt, die vor unseren historischen liegen.

Blicken wir in die sternerfüllten Weiten hinaus, so erkennen wir, daß die bekannte Sterngruppe der Plejaden — merkwürdigerweise Siebengestirn benannt — eine organische Einheit bildet. Das ist nicht verwunderlich, denn diese Gruppe steht für das unbewaffnete Auge schon so eng, daß sich uns das Vorhandensein eines organischen Zusammenhanges geradezu aufdrängt. Und in der Tat läßt er sich nachweisen; bei den Plejaden ist das vorzüglich gelungen. Die Plejaden wie die Hyaden sind von uns außerordentlich weit entfernt, so weit, daß die sogenannte Parallaxenbestimmung, aus der man auf die Entfernung schließen kann, versagt. Dem Laien erscheint es aber dennoch auf jeden Fall unmöglich, die Bewegungen der Gestirne zu messen, weil wir wohl sehen, wenn sich ein Körper quer zu uns bewegt, aber nicht, wenn er sich auf uns zu oder von uns weg bewegt, namentlich dann, wenn er sehr weit von uns entfernt ist. Bewegt sich nun ein Stern schräg zu uns, so können wir nur die verkürzte Bewegung sehen, so weit sie quer zu uns erfolgt, aber nicht den Teil der Bewegung, der auf uns zu oder von uns weg gerichtet ist. Da springt aber eine andere Methode als die der direkten Beobachtung ein, und zwar wieder die spektroskopische, die uns nach dem „Dopplerschen Prinzip“ gestattet, gerade diese uns sonst verborgenen Teilbewegungen auf uns zu und von uns weg festzustellen. Auf solche Weise können wir nun bestimmen, daß sich die Plejadenbewegung aus zwei Bewegungen zusammensetzt, nämlich einer in den Raum hinein, mit 40 Kilometer sekundlicher Geschwindigkeit von uns weg, und einer quer zu unserem Gesicht mit 20 Kilometer in der Sekunde. Aus beiden setzt sich eine Gesamtgeschwindigkeit schräger Richtung von $44\frac{1}{2}$ Kilometer in der Sekunde zusammen. Man kommt bei den Plejaden auf eine Entfernung von 120 Lichtjahren (1140 Billionen Kilometer) von uns. In ihnen stehen die Sterne sehr viel dichter als 100 Kilometer — wenn wir wieder auf Stednadelknöpfe reduzieren —, und zwar beträgt ihre durchschnittliche Entfernung voneinander dort nur 30 Kilometer. Man erkennt aber, daß auch hier noch lange keine Zusammenstöße der einzelnen Köpfe zu befürchten sind; denn man versuche mal bloß, innerhalb eines Areals von 30 Kilometer einen Stednadelknopf zu finden: man wird diese Aufgabe wahrscheinlich in einem Menschenleben nicht fertig bringen! Die nahe Zusammenstellung der Plejaden macht ihren gemeinsamen Ursprung wahrscheinlich. Sie sind vielleicht aus Nebel entstanden, wobei jeder Stern um sich die Nebelmaterie verdichtet hat. Die von ihnen erhaltenen Photographien machen das anschaulich, denn sie zeigen viele der Plejadensterne noch mit nebeligen Hüllen umgeben. Auch die Hyaden, die wie die Plejaden zum Sternbilde des Stieres gehören, und in denen der große Stern Aldebaran steht, sind von uns sehr weit entfernt. Die Hyaden bilden ein zweites Beispiel für eine zusammenhängende Sterngruppe. Sie führen eine gemeinsame Bewegung aus, die wesentlich von uns weg gerichtet ist. Man erkennt das daran, daß sie einander zu nähern scheinen — was der perspektivische Ausdruck für die Bewegung von uns weg ist. Sie bewegen sich gemeinsam auf einen Zielpunkt, der noch weiter von uns entfernt liegt.

Ein drittes Beispiel solcher Sterngruppen bieten die Wärenssterne aus dem Großen Wären. Ihre Entfernung von uns ist noch viel größer als die der Hyadensterne.

Wir haben also eine ganze Reihe von Sternscharen kennen gelernt, und es liegt nahe, unsere Erfahrungen zu verallgemeinern und auf alle Sterne auszudehnen. Das erscheint aber ziemlich hoffnungslos, denn was wollen wir daraus ableiten, da sich doch auch die Sonne mit ihrem ganzen Anhang durch den Raum bewegt? Wenn wir die Bewegung aller Sterne oder Sternschwärme feststellen könnten, so stiedt doch in ihnen noch immer die Eigenbewegung der Sonne, die wir eigentlich nicht kennen, und wir müßten, um die wahren Bewegungen der Sternschwärme kennen zu lernen, aus ihnen die der Sonne ausschneiden. Man kann nach den bisherigen Feststellungen annehmen, daß sich alle Sterne vom Herkulessternbilde wegbewegen, und diese Bewegung würde dann das Abbild der Sonnenbewegung sein, das Umgekehrte ihrer eigenen Bewegung. Denn wenn man entfernte Gegenstände sieht, die nahe beieinander stehen, so treten sie etwas auseinander, wenn man sich ihnen nähert. Man hat aus diesen genannten Beobachtungen feststellen können, daß die Sonne sich etwa mit 20 Kilometer Eigengeschwindigkeit in der Sekunde auf den genannten Punkt zu bewegt. Diesen Betrag aber aus den Bewegungen der Sterne abzuleiten, ist recht schwer, weil ja überall die Sonnenbewegung in verschiedener Weise zu berücksichtigen ist.